

ASTA

IM WINTERWALD

## **IMPRESSUM**

**ASTA IM WINTERWALD** (Band 1 der ASTA-Trilogie, 1. Auflage 2011)

**ISBN:** 978-3-85028-533-9

**Autor:** Mario R. Lackner

**Lektorat:** Reinelde Motz-Linhart

**Text Buchrücken:** Mario Lackner und Nikita Sagl

**Bucheinband:** Bea Hager, Günther König, Henrike König und Mario R. Lackner

**Fotografien:** Günther König

**Herausgeber:** Verlag Berger, Horn und Wien

**Druck:** Druckerei Ferdinand Berger & Söhne Ges.m.b.H., 3580 Horn

Informationen zum Verlagsprogramm unter <http://www.verlag-berger.at>

Dies ist ein umweltfreundliches Buch aus nachhaltig bewirtschafteten Wäldern:



**COPYRIGHT © 2011**

**ALLE RECHTE BEI MARIO R. LACKNER**

Ohne ausdrückliche Genehmigung des Autors ist es nicht gestattet, dieses Buch oder Teile daraus auf elektronischem oder fotomechanischem Weg zu vervielfältigen.

– GEWIDMET MEINEN ELTERN MARGIT UND GOTTFRIED –

# INHALT

PROLOG .....	7
1. ES TRUG SICH ALSO ZU ... ..	10
2. SMS AN KOLJADÀ .....	23
3. MEIN TRAUM VON BRUDER WIND.....	33
4. BEI HERRN KASTANIE .....	37
5. DIE STIMMEN DER TOTEN .....	47
6. EINE REISE TIEF INS SCHWARZE MEER.....	61
7. SPURLOS .....	68
8. DIE WILDE JAGD.....	72
9. WER SUCHET, DIE FINDET?.....	79
10. DIE DREI BRÜDER.....	86
11. SLAWOGRAD UNTER SCHOCK.....	99
12. SNEGÛROTSCHKA .....	107
13. VÄTERCHEN FROSTS GEHEIMNIS .....	120
14. EINE STADT TRÄGT SCHWARZ.....	128
15. DAS JAHRESZEITENLAND.....	134
16. SCHNEEWITTCHEN UND ROSENROT .....	145
17. ANKUNFT IM OSTEN DES WESTENS.....	166
18. VON DER DATSCHA ZUR WALDLICHTUNG .....	176
19. TAGEBUCHNOTIZEN.....	190

20. AM WEG ZUM SCHWANENSEE .....	195
21. DREI STUNDEN MITTERNACHT .....	210
22. DER BAJAN UND DER WOLF – DEM GLASBERG SO NAH .	213
23. NOWI GOD, NOWI GOD, NOWI GOD! .....	238
24. BABA JÄGÀ .....	243
25. EINE EILSENDUNG UND KEIN ABSCHIEDSBRIEF.....	254
26. ALLER GUTEN DINGE SIND... .....	260
27. UNORTHODOXE WEIHNACHTEN. ....	278
28. WASILISSA PREMÛDRÀJA .....	280
29. NACHBARIN JEGEROWAS PROPHEZEIUNG. ....	302
30. OGOON UND DAS DOPPELTE ROTKÄPPCHEN.....	310
31. DER FEUEROOGEL .....	328
POST SCRIPTUM .....	337
GLOSSAR .....	342

# ASTA IM WINTERWALD

## DIE MAGISCH MULTIMEDIALE LESUNG

---

**SEI MIT DABEI, DANN GESCHEHEN WUNDER – NICHT NUR AUF ASTAS WEG!**  
 (INFORMATIONEN ZU TERMINEN UND BUCHUNGEN: [WWW.TRAUMSIEBEREI.AT](http://WWW.TRAUMSIEBEREI.AT))



## PROLOG

In schier undurchdringliche, dunkle Weiten dringe ich vor, begegne US-amerikanischen und russischen Atom-U-Booten, ungeheuerlichen Tiefseefischen und Kreaturen, für die ich keine Namen finde. Treffe auf Tonnen von giftigem Müll, auf in Treibnetzen umgekommene Meereslebewesen und nähere mich einem alten, muschel- und algenüberwucherten Schiffswrack. Das muss dort schon hundert Jahre oder länger am Meeresgrund schlummern. Ich gleite durch die Wand des Schiffsbauches, als ob sie Luft wäre, und schwebe in eine enge Kajüte hinein. Ganz finster ist es hier aber nicht, denn meine Haut schimmert, ja leuchtet richtiggehend und erhellt das kleine Zimmerchen ringsum. Ich gleite durch einen Wandschrank, den der Zahn der Zeit so zerfressen hat, so dass die vielen Öffnungen, Risse und Löcher den Blick in eine geräumigere Kajüte freigeben. Was für eine Kajüte das wohl einst gewesen war! Da schweben Fetzen umher, die von ihrer Form zu schließen an prächtige Teppiche erinnern und zahllose Bücher stehen immer noch in Reih und Glied in durchgerosteten, eisernen Regalen. Ein großer Tisch war durch die Meeresströmung in eine Ecke der Kajüte getrieben worden, wie auch die meisten kleineren Gegenstände, wie Kerzenständer, ein eindrucksvoller Globus aus Mahagoniholz, Teile eines prunkvollen Kronleuchters und ein, zwei Sesselskelette. Gegenüber dem ganzen Sammelsurium steht unbeteiligt ein mumifiziert wirkender Diwan aus dunklem Leder. Ich schwimme etwas näher, denn der Teppichfetzen, der durch einen der vier Füße dieses edlen Sofas teilweise am Boden gehalten wird, vollführt im Wasser

sanfte, tänzelnde Bewegungen. Ein robuster dicker Teppich muss das aber einst gewesen sein! Er wirkt so zottig und ist gar nicht zerfetzt. Es schaut aus, als ob dieses Etwas vier oder fünf Fortsätze aufweist! Links hinten vielleicht einer im Schatten liegend, rechts hinten unterm Holzfuß des Diwans noch einer, links vorne auch und der rechts, direkt vor mir, scheint mir im Rhythmus der Strömung zuzuwinken! Ich gleite nicht mehr näher an das Ding heran und bemerke erst jetzt zwischen dem linken und rechten Fortsatz, dass dort das Dunkel der Kajüte noch eine Ausbuchtung aus dem Zottelfell verborgen hat: Ein gewaltig riesiger Schädel einer wilden, totesgeschlagenen Bestie! „Was bist du nur für ein Tier gewesen?“, frage ich mich. Es wirkt fast so, als ob es nur hundert Jahre Winterschlaf hier in diesem Schiffswrack halten würde und längst in seinen Wald zurückgefunden hätte, wenn es da nicht von dem Möbelstück festgehalten worden wäre.

„Wie konnte man dich nur erlegen, tot schießen und in so einen grimmigen Bettvorleger verwandeln?“, lag mir auf der Zunge. Da reißt das monströse Ungetier unvermittelt seine Augenschlitze auf, aus denen mich scharfe, gelbrote Augen gefährlich mustern und pfaucht mit der tiefsten Stimme, die man sich nur vorstellen kann: „Scher dich raus aus meiner Ruhestätte! Mein armseliger Nachfahre im Winterwald ruft nach dir! Was machst du also hier bei mir? Na warte, Menschlein!“ Da schallt Ein Brüllen durch das Wasser und das urplötzlich wild gewordene Ungetüm schlägt böse Wellen, die mich ans andere Ende der Kajüte hinüber schwappen lassen. Schon scheint das Vieh dem Fuß des Diwans zu entkommen, da schrei ich laut auf. Aber es ist zu spät! Das mächtige Wildtier hat sich losgerissen und packt fest mit beiden Pranken zu! Ich stramble und hau brutal um mich, um die Bestie abzuschütteln. Diese lacht nur dumpf und sperrt das Maul auf, um mich mit Haut und Haaren hinunterzuschlingen. Todesergeben schließ ich die Augen – das Scheusal ist drauf und dran mir den Kopf abzureißen!

„Asta, Asta!“, höre ich jetzt seine etwas höher wirkende Stimme, „Alles ist gut. Komm zu dir!“

„Mario?“ Überglücklich erwidere ich seine Umarmung und halt mich fest: „Schon wieder dieser Albtraum! So wie damals, als alles begann!“ „Ist doch verständlich, Asta, jetzt, wo du alles wieder aus deinen Erinnerungen hervorholst, musst dir ja im Schlaf wieder das eine oder andere unterkommen.“ „Ja, logisch eigentlich.“ Und ich drücke ihn noch ein wenig fester an mich. „Vielleicht hätte wir am Abend nicht das Album von den Quarks in Dauerschleife hören sollen?“ „Da hat wohl ‚Schiffbauch‘ alte Erinnerungen geweckt, na? *Mitten im Meer, mitten im Sturm, mitten im Meer...*“ „He, lass das! Am besten, wir bringen alles ganz schnell hinter uns, sodass mich das Biest am Meeresgrund wieder in Ruhe lässt! Die Zukunft wartet nicht und du weißt, Mario: Es kann jederzeit soweit sein! Schalt das Diktiergerät wieder ein, bitte.“

„Du hast ja recht, ’tschuldige, Asta. Wie nennen wir eigentlich das erste Kapitel?“ „Du wolltest doch meine Erlebnisse und die wichtigen Infos für die Menschen da draußen als Märchenabenteuerroman tarnen, oder? Nennen wir es doch ‚Es war einmal!‘“ „Nein, das wäre mir zu simpel...warte mal, gleich hab ich’s! Ja, so soll’s heißen! Ready, set, go!“

# 1 ES TRUG SICH ALSO ZU ...

Also, wo fange ich am besten an? Ein Donnerstag vor zig Jahren, ich war mit der alten Bim auf meinem holprigen Weg zur Schule, im tristen Stadtzentrum. Es war ein kalter, nebelverhangener Morgen im Spätherbst und die Menschen schienen überrascht von der tückisch feuchten Kälte. Alle wirkten sie wie auf der Flucht, nur schnell wieder zurück ins Warme der Häuser. Viele versuchten ihre Hände in den Manteltaschen oder unter dem Pullover zu verstecken und stellten den Kragen hoch. Keiner trug einen Schal um den Hals geschlungen, während ich dick eingepackt sogar ein wenig in meinem superwarmen Winteranorak schwitzte.

„Hatte Herr Kastanie also doch mit seiner Wettervorhersage recht!“, freute ich mich insgeheim, als ich von meinem Sitzplatz aus große Spiralen an die angelaufene Fensterscheibe malte.

Den ersten Abschnitt meiner langen Straßenbahnfahrt war ich immer ohne bekannte Gesichter aus der Schule unterwegs. Sie wurden von ihren überfürsorglichen Eltern im Auto chauffiert – aus Furcht, dass so Gaunerjungs ihren Kindern Geld abluchsen würden. Das waren echt fiese Ganoven! Die gaben sich als Fahrkartenkontrolleure aus, wobei schon im Vorhinein klar war, dass jeder Fahrgast Strafe zahlen musste – mit oder ohne gültiges Ticket. So war ich im Tramway-Wagen, in dem die Heizung auf Hochtouren lief, oft ganz allein unter den vereinzelt Erwachsenen. Allein, auf dem ersten Teilstück von den neueren Wohnsiedlungen nahe am Wald und den brach liegenden Feldern, in die geschäftige Innenstadt. Bei den

älteren, recht baufälligen Plattenbauten stiegen dann noch weitere Arbeiterinnen und Arbeiter, sowie Büroangestellte zu, die im älteren Teil Slawograds oder im maroden Industriepark beschäftigt waren. Hier stieß auch immer ein unguter Trupp zu, die die Fahrgäste piesackten und es besonders auf mich abgesehen hatten. Warum gerade ich? Mario, du musst erwähnen, dass mein Papa aus Deutschland stammt und das allein war schon Grund genug mich aufs Korn zu nehmen oder nennen wir das Kind beim Namen: Nach Strich und Faden machten die mich fertig! Tag für Tag.

Doch an jenem Morgen konnte ich erleichtert durchatmen! Die Gang war heute zu spät dran und musste zur Tür des hinteren Waggon hetzen, um die Tram überhaupt noch zu erwischen. Die krassblonden Zwillingsschwestern Anja und Natascha, Bossinnen der Truppe, erspähten mich im Vorderwagen und schon schnitten sie blöde Grimassen durch das Verbindungsfenster hindurch. Olga, mit von der Partie, lachte derart schallend auf, dass sogar in meinem Waggon die Mitfahrenden zusammenzuckten. Ich spürte den Hohn in meinem Rücken und vergrub mein Gesicht indes nur noch tiefer unter Schal und Winterhaube. Schweiß rann mir über Stirn und rechte Wange, aber wenigstens war ich hier vor den berüchtigten Bilans sicher.

Irrtum! Tamara und der zwei Jahre jüngere Joschka – auch Teil der Bande – stiegen eine Haltestelle später ausgerechnet in meinen Wagen ein und begrüßten mich nach hinten zu mir Ausschau haltend: „Heil Hitler, du Taubstummer!“ Und nach dem folgenden Gelächter bellten beide, was zu jeder lebenswürdigen Begrüßung standardmäßig dazu gehörte: „Fett-Asta wau wau, deine deutschen Augen so blau, wau wau!“ Keiner der anderen Fahrgäste verzog nur die leiseste Miene. Nicht einmal bei mir kam der Wunsch auf, dass jemand darauf reagierte. Weißt du, damals glaubte ich, dass sie gar nicht so Unrecht hatten. Deutsch, blauäugig und fett. Ja, das beschrieb mich recht gut. Es blieb mir nichts anderes übrig, als diese Erniedrigungen zu ertragen, doch rann mir jetzt der Schweiß

auch noch über die andere Wange. Nein, das war kein Schweiß, eine dicke, traurige Träne war das und ich fühlte, wie durch den Schweißausbruch unter Winterjacke und Pullover mein T-Shirt am Rücken zu kleben begann. „Nur mutig kuschen, die Augen im aufgeschlagenen Buch vergraben und das herablassende Gelächter überhören und so gut es ging ertragen“, war meine Devise – damals.

Als die Bim den Stopp nahe der Schule erreichte, schlängelte ich mich zielstrebig durch den überfüllten Wagen. „Ja nicht zur vorderen Tür, wo Tamara und Joschka gerade aussteigen und mir sicher wieder eine Abreibung verpassen wollen!“, war mein Gedanke, als ich so entfernt wie nur irgend möglich von den Bilans ausstieg – in der Hoffnung, wenigstens am Gehweg zum Schulgebäude nicht von der Mädchen-Clique und ihrem Mitläufer-Jungen angegangen zu werden. Tatsächlich ließen mich Anja & Co. heute in Ruhe. Es war fünf vor acht, die Straßenbahn hatte etwas mehr Verspätung als sonst, und so hatten sie mich längst verspottet hinter sich gelassen, um rechtzeitig zum Unterricht zu erscheinen. In der ersten Stunde wartete heute die allseits gefürchtete Gymnasiallehrerin Kasparowa. Montag Morgens war sie never zu Scherzen aufgelegt. Ständig mahnte sie zu mehr Disziplin und predigte wie verwerflich das Internet-Surfen, sowie Non-stop-Videoclip-Schauen auf MTV und RuTV sei und wie der Wodka das Land immer weiter in den Ruin treibe.

Wenn Julia Maximowna Kasparowa vom „Land“ sprach, dann meinte sie nicht Russland allein, also die Russische Föderation in ihren heutigen Grenzen. Nein – für Julia Maximowna waren diese noch jungen Grenzen eine „imperialistische Farce des faschistischen Kapitalismus“, und die Fremdwörter begannen in ihrem Mund Kapriolen zu schlagen, wenn sie vom Zerfall der Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken zu lamentieren begann. Kurzum, das „Land“ umfasste für sie (und nicht nur für sie) die gesamte ehemalige Sowjetunion – dieses riesige Reich, dessen Untergang die russische Seele immer noch nicht verkraftet hatte.

Lehrerin Kasparowa unterrichtete uns in Russisch und Geschichte. Im nächsten Jahr kamen dann auch noch Politik und Staatsbürgerkunde hinzu. „Sieben Stunden Julia Maximowna pro Woche! Zum Erschießen!“, dachte ich schon damals mit dieser Aussicht, als ich zwei *nach* acht das Klassenzimmer erreichte, in dem die Bilans Punkt 8 Platz genommen hatten und damit Lehrerin Kasparowas Zorn entgehen konnten.

Da stand ich nun bei der Klassentür und alles wartete auf eine regelrechte Explosion der extrem, aber für russische Verhältnisse nicht überzogen geschminkten Russischlehrerin. Diese musterte meinen unförmigen Oberkörper, der durch den Schlabberwollpulli großzügig verdeckt wurde und starrte auf meinen kleinen Mund, dem eine außergewöhnlich wortreiche Entschuldigung für meine zweiminütige Verspätung entkam: „Tausendmal Verzeihung, Julia Maximowna! Die Straßenbahn war heute besonders langsam und ich wurde von einem Straßenverkäufer aufgehalten, der mir allerlei DVDs und CDs andrehen wollte.“ All meine Ausflüchte verklangen vor Julia Maximowna beinahe unbeachtet. Überraschend gütig für ihre Verhältnisse hob sie lediglich eine ihrer nachgemalten Augenbrauen und säuselte resignierend, als ich schuldbewusst in der ersten Reihe Platz nahm: „Dieser scheußliche Individualismus, durch das Theorem des Homo oeconomicus in unsere Heimat importiert, hat unsere Kinder bereits derart infiltriert, so dass man dem ja präventiv gar nicht mehr Paroli bieten kann. Nehmen Sie Platz, Asta Folkerowna!“ und ich begann – wie jede Stunde mit Kasparowa – die komischen Wörter zu zählen, die aus dem Mund der Lehrerin purzelten. „Sechs, sieben, genau genommen sogar acht äußerst fremde Fremdwörter in einem mittellangen Kasparow’schen Satz. Nicht schlecht für den Start in die neue Schulwoche!“, murmelte ich leise vor mich hin, als ich am Rand meines Russisch-Lehrbuches die heutige Stricherlliste für schräge Kasparowa-Ausdrücke mit einem stumpfen Bleistift eröffnete und mir Boris einen mitfühlenden Blick schenkte.

Mein Banknachbar Boris saß rechts von mir und war ein ganz Stillter. Er gab nie viel von sich, aber bei Mathematik-Schularbeiten war er der Beste und ließ mich gern abschreiben, wenn ich eine Formel mal nicht ganz alleine hinkriegte. Der schwächliche Boris, selbst ein Außenseiter, mochte mich einfach. So wie er war ich völlig anders als der Rest der Klasse. Links von mir war der Platz am Fenster unmittelbar vor dem Katheder frei. Meistens jedenfalls, denn ab und an saß dann unfreiwilligerweise eine der Bossinnen der Bilans, wenn sie wieder einmal in der hintersten Reihe zu viel miteinander geschwätzt hatten.

Anja und Natascha waren wie schon erwähnt diese Anführerinnen und nannten ihre Clique „die Bilans“. Seit Jahren hatten sie das russische Popsternchen und späteren Song-Contest-Sieger Dima Bilan zu ihrem Musikgott erhoben. Tagtäglich tricksten sie auf ihren weißen, übertrieben teuren MP3-Playern mit neuen Live-Mitschnitten von seinen Konzerten auf und versuchten sich gegenseitig mit neuestem Tratsch aus Dimas Privatleben zu übertreffen. Ganz hinten in der letzten Reihe, wo die spindeldürren Zwillingsschwestern thronten, hatten sie gemeinsam mit Tamara und Olga an der Klassenwand richtiggehend einen Dima-Bilan-Schrein mit Postern und Zeitungsschnipseln eingerichtet, den sie jede große Pause gemeinsam mit anderen Fans zur Schau stellten und weiter vervollständigten. Sie mussten ihr Heiligtum immer wieder neu enthüllen, da das Anbringen von Postern aus Jugendmagazinen an Schulwänden vom Direktor verboten worden war. Schläuerweise hatten die Bilans aber ihre Ehrerbietungen vor ihrem Popgott nicht von der Klassenwand abgenommen, nein: Seit dem Erlass aus der Direktion prangte eben eine große historische Karte des Russischen Zarenreiches vor den Plakaten. Olga und Tamara montierten diese Landkarte immer wieder sofort nach dem Läuten über dem Dima-Bilan-Schrein, ehe ein Lehrer oder eine Lehrerin die Klasse betrat. Die meisten Mitglieder des Lehrkörpers wussten von dem Geheimnis der Bilan-Partie, honorierten aber die Gewieftheit der Kinder. Sie

schwiegen sich also wohlwollend darüber aus und sahen bis dato von einer Meldung an den Chef ab.

Heute blieb der Platz links neben mir frei und damit hatte ich auch freie Sicht auf den im Schulhof stehenden Kastanienbaum, der bis vor kurzem noch in den schönsten Farben des Herbstes erstrahlte war. Die letzten verfärbten Blätter trug er noch vereinzelt auf dem einen oder anderen Ast. Er hatte sich noch nicht ganz dem Winter ergeben, und der schroffe Sturm Ende letzter Woche hatte ihm nur wenig anhaben können. Hatte ich Nachmittagsunterricht, so setzte ich mich in der Mittagspause für ein paar Minuten oder gar eine ausgedehnte Butterbrot-Jause lang unter diesen stattlichen Baum mit ausladendem Kronendach, den ich Herr Kastanie nannte, und erzählte ihm eine Geschichte. Und manchmal lauschte auch ich dem Baum, ganz gebannt und genüsslich, wenn er zu einer Geschichte ansetzte. Ja, du hast richtig gehört, er! Oder wenn er voller Trauer wieder einmal daran zurück dachte, als um ihn herum all die anderen, schwächeren Bäume – seine engsten Freunde – gefällt und hohe Schulmauern hochgezogen worden waren. Das war vor geschlagenen 43 Jahren geschehen und so hielten in den 60er-Jahren erste Schüler und Schülerinnen Einzug in den neu errichteten Schulhof. Niemand war Herrn Kastanie bisher so treu gewesen wie ich. Ich besuchte ihn mindestens zwei Mal pro Woche und das bereits im siebenten Jahr! Damals war ich erst sechs gewesen, brachte kaum einen geraden Satz auf Russisch heraus und hatte keine Freundinnen und Freunde. Die hatte ich auch mit zwölf oder dreizehn noch nicht – zu mindestens keine Menschlichen. Aber Herr Kastanie gehörte auf alle Fälle zu meinen vertrautesten und liebenswürdigsten. Anfangs hatte er nur äußerst wenig und gaaanz langsam mir dies und das ins Ohr geflüstert, um mich behutsam an die neue Sprache – das Russische – zu gewöhnen. Mit den Wochen und Monaten aber sprudelte es an einem frischen Frühlingstag richtiggehend aus ihm heraus und er hatte mittlerweile sogar jede Menge Deutsch von mir aufgeschnappt, von mir, die dank Papas

beruflicher „Chance des Lebens“ im „Neuen Russland“ gestrandet war.

Ich blickte also sehnsüchtig beim Fenster hinaus, hinaus zu meinem treuen Freund im Schulhof, lehnte in Gedanken bereits wieder an seinem dicken Baumstamm und war so von seiner schlichten Schönheit in den Bann gezogen, sodass ich Boris' Schubser gar nicht sofort bemerkte. Erst sein kräftiger Rempler in die Seite holte mich in die langweilige Unterrichtseinheit von Lehrerin Kasparowa zurück, die uns gerade dazu aufgefordert hatte die Füllfedern zu zücken: „Diktat: Fjodor Michailowitsch Dostojewski ist eine der herausragenden Kapazitäten Russlands Autorenschaft und wurde am 30. Oktober Julianischer beziehungsweise 11. November Gregorianischer Zeitrechnung im Jahre 1821 in Moskau geboren. Ich wiederhole, im Jahre 1821 in Moskau geboren. Moskau war ...“

Bei „Moskau“ musste ich unweigerlich an das Abendessen am Vortag zurückdenken, bei dem nach langem wieder einmal die ganze Kleinfamilie Burat – Vater, Mutter, Kind – an einem Tisch gegessen war. Mein Papa – Volker Burat – hatte dabei in den Raum gestellt, dass es nicht mehr lange dauern würde, bis die Geschäfte so gut liefen, dass die Firma ihren Standort in die Hauptstadt verlegen könnte. Das sei „doch *die* Chance des Lebens“; eine pathetische Floskel, die Paps schon vor knapp acht Jahren bemüht hatte, um meiner Mama – Angelika Burat – den Umzug nach Slawograd schmackhaft zu machen.

Es sah tatsächlich so aus, als würde es die Chance seines Lebens darstellen, als er den Verantwortungsbereich zugeteilt bekam, neue Kontakte zwischen Großunternehmen in Ost und West zu etablieren. Doch was bedeutete es für seine Frau und für seine Tochter, sprich für mich? Längst war ich in meine Erinnerungen abgedriftet und bekam gar nicht mehr mit, was Julia Maximowna uns über den russischen Nationalkünstler Dostojewski ansagte. In meiner Fantasie befand ich mich wieder in der Situation, als mir Mama – fasziniert von Papas Idee etwas Neues zu beginnen – versuchte

den Wohnortwechsel schmackhaft zu machen. Mama konnte zwar kaum ein Wort Russisch im Gegensatz zu Papa, der es in der DDR in der Schule gehabt hatte, doch ließ sie sich gemeinsam mit ihm auf das Abenteuer weit im Osten ein. Sie war sogar überzeugt, dass es bergauf gehen würde, vor allem nach Papas Entschluss sich aus den Geschäften mit den mafios anmutenden Großunternehmen zurückzuziehen. Damals wollte ich die Gründe für den Umzug und dem damit verbundenen Herausgerissenwerden aus meiner vertrauten Umgebung nicht so recht verstehen und hörte fast ein ganzes Jahr zu sprechen auf. Monate des Schweigens und der inneren Emigration vergingen. Auch als mir bereits die Einschulung in Slawograds berühmte Sonderschule drohte, gab ich keinen Mucks von mir, immer noch verstört darüber, was ich alles neben meinen Kindergartenfreundschaften in Niederösterreich hatte zurücklassen müssen. Es fühlte sich immer noch so an, als ob all das gerade erst gestern geschehen wäre, nur dass ich im beschriebenen Augenblick in meiner Schulklasse saß, und nichts vom Drumherum mitbekam. Ich erinnerte mich genau an meinen ersten Schultag vor vielen Jahren, als meine Mam mich zu einer anderen Schule, nämlich zur Sonderschule, fuhr. Beide stiegen wir aus dem Auto, erklimmen Hand in Hand die Stiegen zum Eingang des unverputzten Gebäudes. Schon war Mama dabei die Türklinke zu drücken, da überwand ich mich. Ein einzelnes Wort platzte entschieden aus mir heraus: „Nein!“

„Was heißt da ‚Nein‘, Asta Folkerowna?“ keifte mich Lehrerin Kasparowa unvermittelt an und erhob sich von ihrem Sessel. Wie peinlich! War ich doch innerlich so intensiv in das damalige Erlebnis zurückgefallen, dass ich tatsächlich im Klassenzimmer viele Jahre später wieder laut „Nein!“ gerufen hatte. Am liebsten wäre ich gleich wieder in jene Erinnerung geflüchtet, denn die folgende Verbal-Attacke aus der hintersten Reihen durch Natascha hätte ich mir nur zu gern erspart: „Sieh an, sieh an, das Taubstummerl hat was dagegen!“ und schon lachte die ganze Klasse lauthals – bis auf Boris.

Lehrerin Kasparowa klatschte erbost auf die Tafel und rief zur Ordnung: „Ich muss doch bitten, Natascha Jurina, ersparen Sie sich ihren bizarren Kommentar! Wenn auch Sie soweit sind, Asta Folkerowna, fahren wir also fort: Dostojewskis unvergessenes Œuvre umfasst Sternstunden der Weltliteratur, wie ...“

Am liebsten hätte ich mich in einem Mauseloch verkrochen und machte bedrückt ein weiteres Stricherl auf meiner Liste für fremde Kasparowa-Fremdwörter. Das merkwürdige, französische Wort «Œuvre» wurde zu meinem Zufluchtsort und ich konzentrierte ich mich voll und ganz darauf. Schrieb man es nicht in kyrillischer, sondern in lateinischer Schrift, bot es durch die Ligatur des O und E in seiner außerordentlichen Eigenartigkeit einen sonderbaren Schutz vor der abschätzigen Einfalt meiner MitschülerInnen. Es erlaubte mir den Nachhall von „Taubstummerl“ und die herabwürdigenden Gelächter-Echos im Kopf zu dimmen, die mich zu überfluten drohten. Mit sechs, nach der Szene vor der Sonderschule, hatte ich wieder angefangen ein bisschen mit meinen Eltern zu reden und ebenso auf die Fragen meines ersten Grundschullehrers zu antworten. Bis zu dem Zeitpunkt, als Boris mein Banknachbar wurde, wechselte ich mit den Kindern in meiner Klasse weiterhin kein Sterbenswörtchen. Daher rührte auch die Verspottung als „Taubstummerl“. Umso lieber ratschte ich mit Herrn Kastanie, zu dem ich wieder hinausblickte und mir die Kraft holte, um den schier nicht enden wollenden November-Vormittag zu überstehen, an dem auf Russisch je eine Einheit Englisch, Physik, Geschichte und schließlich Mathematik folgte.

Vielleicht würden mich andere als „nicht normal“ oder etwas liebenswürdiger ausgedrückt als „ungewöhnlich“ bezeichnen. Nicht nur, dass ich mich lieber mit dem Baum im Schulhof, als mit den Menschen um mich herum unterhielt: Ich plauderte wie viele Kleinkinder ganz unbefangen mit allem, was mich sonst noch umgab, zum Beispiel mit dem tropfenden Wasserhahn in der Abwasch, den Bildern in meinen Märchenbänden oder auch mit

(für andere unsichtbare) Bekannte und dem CD-Player im Wohnzimmer, wenn dieser wieder mal ein bisschen spannt. Wo gab es da ein Problem? Am liebsten tauschte ich mich dann mit meinem Stoffäffchen Alfred aus, dem konnte ich im Gegensatz zu den Menschen in Slawograd auf Deutsch all meinen Kummer beichten. Ehrlich gesagt hatte ich früher gern mit Zündern und Feuerzeugen gespielt, und so war es gekommen, dass er mir als einziges Stofftier nach dem Kinderzimmerbrand in Österreich geblieben war. Alfred hatte mich überallhin begleitet, bevor ich Herrn Kastanie kennen gelernt hatte, der mir viel klügere und nettere Dinge zuwispern konnte, als das etwas einfältige Stoffäffchen. Der in sich ruhende und tief verwurzelte Kastanienbaum verstand mich einfach und gab mir auch auf alle Fragen Antwort. Antworten, die mir der seit dem Zimmerbrand unter Schock stehende, etwas angesengte Alfred nicht mehr oder nur stotternd und unvollständig geben konnte.

“Are you dreaming like always, Asta? Would you be so kind and continue to read?” holte mich eine sanfte Stimme von meinen Träumereien ins Klassenzimmer zurück. Es war der flippige Austauschstudent aus Wales, der einmal die Woche den schlechten Englischunterricht aufpeppte und leider nach den Winterferien von seiner Odyssee durch Osteuropa nach Swansea zurückkehren würde.

“Sure, Mister Davis!”, und aufgeregt suchte ich die Stelle im Lesebuch, an der es weitergehen sollte.

Ich träumte ja fast immer vor mich hin – da stimm ich Mister Davis voll und ganz zu. Ich hatte mir wohl mein verträumtes Wesen erhalten und nicht wie die meisten Kinder und Jugendlichen den Draht zu den leisen Botschaften aus der Umwelt verloren. Ab und an erzählte ich Boris aus meiner Welt und von meinen dortigen Beobachtungen, doch wehe, wenn davon etwas eine der Bilans mitbekam! Dann wurde mir der Vogel gedeutet und das führte dazu, dass ich von Jahr zu Jahr in der Schule immer mehr als „kindisch“ und „nicht richtig im Kopf“ abgestempelt wurde.

„Geistwesen, die das Wetter beeinflussen? Lächerlich, was ist denn das für ein Spleen? Mit einem Baum oder Stofftieren reden, aber ansonsten stumm, wie bei einem Schweigegelübde im Kloster? Wie gestört ist das denn!“ waren noch die nettesten Gehässigkeiten, die ich als Reaktion kassierte. Die Ablehnung durch das verständnislose Verhalten der Bilan-Clique und der Spitzname „Taubstummer!“, der mir im Herzen weh tat, verstärkten nur noch meine Isolation einerseits und andererseits aber auch meine Verbindung zur beseelten Umwelt, zu den Pflanzen, Tieren, Dingen und Geheimnissen rund herum. Oft gaben diese auch fröhlich beschwingt Antworten. Zwar redeten sie nicht immer so mit mir, wie es Menschen untereinander gewöhnt sind, aber dennoch zeigten sie mir, dass sie mir zuhörten. Manchmal war es nur ein Windhauch, durch den ich den Duft des lieblichen Flieders einatmete. Ein Andermal war es ein kurzer Sonnenstrahl, der meine Tränen trocknete. Immer war jemand oder etwas um mich, in meiner ganz eigenen Welt, die ich mir zurechtgezimmert hatte. Vor allem zu Herrn Kastanie hatte ich die beste Verbindung im Vergleich zu allen anderen, da er sich auch mit geschärftem Sinn, beständig und mit der richtigen Mischung aus Wortwitz und Ernsthaftigkeit mit mir beschäftigte. Das Mädchen und ihr Freund der Baum; eine Beziehung, wie sie heutzutage selten geworden ist. Ich hatte eine Verbindung gefunden, die mich bestärkte, nicht den Mut zu verlieren. Darüber hinaus brauchte ich gar keine weiteren Bestätigungen dafür, dass ich schon in Ordnung war, wie ich war. Nicht außerordentlich *out of order*. Mit Boris gab es einen weiteren Underdog in der Klasse, der nicht nur einmal in den Jahren unserer Banknachbarschaft eine Tintenpatrone mit den Zähnen zum Aufplatzen brachte. Dabei landete das darin befindliche Blau pfeilgerade auf seiner Zunge ohne durchs Zimmer zu spritzen!

Von so einem Kunststück hatte ich noch in keinem der zahlreichen Bücher in der Stadtbibliothek gelesen, aber dort fand ich weitere Hinweise über den Zauber der Natur. Bücher, die ich lese-rattig verschlang und mir darin halfen, noch offener für all die Wesen und

Naturerscheinungen rund um zu werden, die sich einer stark rational geprägten Sicht der Dinge – der Gedankenwelt der meisten Erwachsenen und Jugendlichen – verschlossen.

Einige Male war ich sogar schon über einem dieser Bücher eingenickt. Dann wagte sich der recht eigenbrötlerische Bibliothekskater Tigi an mich, die Besucherin seines Jagdreviers, heran und beschäftigte sich etwas zaghaft und faul mit meinen Traumbildern und entschlafenen Gedanken. Ansonsten streifte der durch die Flure von Slawograds Stadtbibliothek, die in den letzten Jahren extra für mich mythologische Sammelbände, Märchenbücher und Literatur über Heilpflanzen und Fabelwesen angekauft hatte, um meine Wissbegierde zu stillen. Einmal hatte mir sogar die stellvertretende Chefbibliothekarin Ljudmila Fjodorowna Uljanowa zu Weihnachten eine Sammlung germanischer Göttersagen zum Geschenk gemacht – ein seltenes Drittsexemplar einer Ausgabe, an die sie über ihren alten deutschen Brieffreund Herrn Schmitz geraten war, der in der Stadtbücherei von Dresden auf seine Pensionierung wartete.

Wie ich mich am damaligen Donnerstag mitten im November schon vor Beginn der letzten Schulstunde, in der ich mit Arithmetik und Geometrie gequält wurde, auf die Stippvisite bei der Vize-Chefbibliothekarin freute! Ljudmila Fjodorowna war wohl der einzige Mensch, von dem ich mich *wirklich* verstanden fühlte.

Oft schon hatte ich mir wie gerade jetzt vorgestellt, dass mir die betagte Dame eine Gute-Nacht-Geschichte vor dem Einschlafen erzählte anstatt allabendlich dem Fernseher im Wohnzimmer durch die dünne Wand zu lauschen, wo Papa es sich bequem gemacht hatte und oft die ganze Nacht vor Nachrichten, Werbeblöcken und Krimis verschlief. Ich dachte an die gütige Ljudmila Fjodorowna, malte mir aus, wie diese sich zu mir an die Bettkante setzen würde und Andersens trauriges Märchen von dem Mädchen mit den Schwefelhölzern oder das der kleinen Meerjungfrau aus dem Stehgreif zu erzählen begänne.

Wenn ich so wenige Minuten vor Unterrichtsschluss in die Welt der kleinen Meerjungfrau abtauchte, da dachte ich auch gern an die sowjetische Verfilmung jenes Märchens zurück. Ach, diese vielen wunderbaren Märchenfilme aus Russland und die vielen anderen aus der DDR zum Beispiel oder etwa den „Salzprinz“ aus der Tschechoslowakei, von denen ich zur Weihnachtszeit unzählige immer und immer wieder anschaute und bestaute. Gemeinsam mit Mama, deren Gesicht dann wie viel zu selten derart helle zu strahlen begann und wir beinah Freudentränen vergossen. Schade eigentlich, dass es immer nur bei einem Beinahe blieb.

„Schnell noch ein paar Gleichungen von Boris anschauen, ansonsten bleibt das Rechenheft wieder mal leer und dann weißt nicht, wie die Hausaufgaben zu lösen sind!“, ermahnte ich mich selbst und flehte Boris mit gefalteten Händen sein Heft etwas näher an mich ran zu rücken, um alles fein säuberlich in rasendem Tempo kopieren zu können. Das lenkte mich von weiteren Gedanken an Mama ab, die ich sowieso gleich wieder nach dem Einkaufen zu Gesicht bekommen würde. Heute bin ich der Ablenkungen leid und schau hin, betrachte meine Gefühle, schiebe sie nicht so oft weg und atme weiter – damals wusste ich mir einfach nicht besser zu helfen.

Damals war es richtig und wichtig, mein Verkriechen und Vergraben in der Stadtbibliothek, meine Zuflucht in der freien Natur jenseits von Slawograds Asphaltstraßen und Betonburgen oder wenn ich unter Herr Kastanie verträumt wegdriften konnte und nach der Schule Verpflichtungen wie Einkaufen gehen am Plan standen. Der Mathematik-Lehrer hatte gerade einige Rechenbeispiele aus dem Lehrbuch als Hausübung aufgegeben und schon ging ein allgemeines Aufatmen durch das Klassenzimmer, eingeläutet durch die Schulglocke, die erlösend in der Melodie der alten sowjetischen und zugleich neuen russischen Hymne die allerletzte Unterrichtseinheit für jenen Donnerstag im November beschloss.

## SMS AN KOLJADÄ

An jenem Donnerstag hatte ich noch Einkäufe im erst vor kurzem aus dem Boden gestampften Supermarket zu erledigen. Dabei machte ich einen kurzen Abstecher in die Stadtbibliothek, die unweit der frisch renovierten Marienbasilika lag. Einen kleinen Hürdenlauf nur über die unregelmäßig asphaltierten und aufgebrochenen Gehsteigen, schon hatte ich die Bibliothek erreicht, um der stellvertretenden Chefbibliothekarin von der Langeweile im Unterricht zu erzählen. Selten gewährte ich ihr sogar Einblick in die spannenden Unterhaltungen, die ich mit Herrn Kastanie im Schulhof führte. Das Bibliotheksgebäude war in der Zeit Stalins erbaut worden, man konnte es leicht an ihren gewaltigen Verzierungen und massiven Mauern erkennen, die da und dort Risse aufwiesen und von denen der vom Ruß verfärbte Verputz abbröckelte. Zielsicher bahnte ich mir meinen Weg durch die ausgestorbene Eingangshalle zum anscheinend verwaisten Ausgabeschalter. In den Ecken der Halle hatten Spinnen ihre Netze gespannt und wachten darüber, wer hier ein und aus ging.

„Dobroje utro, Ljudmila Fjodorowna!“ „Priwjet, Asta. Wie geht es dir heute?“, fragend richtete sie ihren Blick über die Ränder ihrer dicken Hornbrille und erhob sich aus ihrem abgenutzten Sessel, der sich gemeinsam mit einem wenig Wärme spendenden Elektroofen hinter dem Schalter befand und Frau Uljanowa einen guten Überblick über den ansonsten menschenleeren und unbeheizten Raum ermöglichte.

„Spasibo, es geht schon. Die üblichen Gemeinheiten am Schulweg, aber wenigstens war Julia Maximowna heute nicht so streng und hat mich in Frieden gelassen. Was gibt es Neues?“ „Nichts Erwähnenswertes, Asta. Der Hausherr ist immer noch in Belgrad, und Tigi ist für seine Verhältnisse wie schon in den letzten Tagen ungewöhnlich anschmiegsam“, und die ergraute Ljudmila Fjodorowna Uljanowa kraulte den schnurrenden Kater hinter den Ohren, wo er es besonders gern hatte.

„Na, du hast anscheinend nichts dagegen, dass der Chef-Chef noch etwas länger Urlaub macht, was Tigi?“ Ich strich der alten Katze durchs dichte schwarzbraune Fell. „Ljudmila Fjodorowna, kann ich mir bis nächste Woche den Bildband über Koljadà ausborgen?“

Diese hob den Kater gemächlich zu Boden und präsentierte mir das Buch, das unter seinem Bauch verdeckt zu liegen gekommen war. „Bei dem Wetterumschwung da draußen hab ich mir schon gedacht, dass dir nach Koljadà und den Märchenmalerein von Wiktor Michailowitsch Wasnjetsow sein würde!“ und Ljudmila Fjodorowna bot mir an mich hinzusetzen. Ich eroberte flink das Fauteuil hinter mir, denn ich hatte nur darauf gewartet, dass mir die Bibliothekarin wieder einmal eine Geschichte über Koljadà und andere Zauberwesen der reichen altslawischen Sagenwelt erzählte:

„Der Winter zieht ein ins Land, Asta“, und die Bibliothekarin ließ sich wieder in ihren Sessel zurücksinken und gab dabei wie gewohnt ihre Hornbrille herunter, wenn sie zu Erzählen begann. „Wie du weißt, dauert es nicht mehr lange und Koljadà, der Jahresgeist der winterlichen Jahreshälfte, übernimmt endgültig das Szepter von Jahresgeist Perun, der über das Sommerhalbjahr herrscht. Bis Ostern und gern auch darüber hinaus wird Koljadà den Ton angeben und immer wieder die muffigen Menschen mit Eis auf den Straßen und Kälteeinbrüchen ärgern, aber uns beide hell erfreuen, was Asta?“ Ich konnte ein heftig zustimmendes „Ja und wie!“ nicht unterdrücken, bevor die wissende Uljanowa bedächtig fortfuhr: „Doch, der kosmischen Ordnung folgend, wird spätestens mit der

Nacht zum ersten Mai Koljadàs unwirsches Treiben ein Ende finden und sie wird Perun die Führung wieder übergeben, der nach alten Überlieferungen wie gesagt über das sommerliche Halbjahr schaltet und waltet. Aber wie jedes Jahr kehrt Koljadà, die gern mit uns Menschen ihren Schabernak treibt und uns mit ihren unterschiedlichen Erscheinungsformen als blondes Mädchens oder rot haarige Frau oder gar als ergraute Alte narrt, im Spätherbst wieder: Von jener Geisternacht an, in der heutzutage viele Halloween feiern, weil sie bisweilen unter uns und bringt zur Weihnachtszeit Geschenke für groß und klein. Nach uralter Sage und neueren Traditionen ist es so und wie du erst kürzlich richtig kombiniert hast, kluge Asta, legt Koljadà wie eure deutsche Frau Holle Schneeschicht für Schneeschicht über Stadt und Land. Hier in Russland, drüben in der Ukraine, aber auch im nordwestlich von Slawograd liegenden Bjelarus und anderswo, wo Menschen noch an sie glauben – wenn sie noch daran glauben. Ach, und tun sie's nicht, dann ist es doch eine schöne Geschichte, nicht wahr?“

„Wie Recht sie haben, Ljudmila Fjodorowna. Eine wunderschöne Geschichte! Spasibo, und ich glaub' ganz fest daran, dass Koljadà bald schon mit der Wilden Jagd wieder um die Häuser zischt!“ und ich rekelte mich, bevor ich gemächlich aus dem bequemen Fauteuil aufstand, wo ich für die Geschichte über die Jahresgeister Koljadà und Perun Platz genommen hatte.

Die stellvertretende Chefbibliothekarin erhob sich aus ihrem Sessel, klatschte freudig in die Hände und erwiderte mit fröhlichen Augen: „Das sei dir ungenommen, liebe Asta. Glauben heißt Hoffnung schöpfen, und Hoffnung bringt Licht ins Leben. Hier! Ich packe dir den Bildband noch in ein Sackerl. So, aber jetzt sieh zu, dass du heim kommst. Deine Mutter soll sich keine Sorgen machen!“ „Wahrscheinlich würde es Mama gar nicht auffallen, wenn ich nicht mehr nach Hause käme“, huschte es mir durch den Kopf, während ich nur kurz zum Dank nickte und Tigi zum Abschied die Seite sachte tätschelte, der daraufhin einen Satz von der Theke hinun-

ter zu Boden machte. Mit dem ins Sackerl gepackte Buch unterm Arm und der Schultasche am Rücken durchschritt ich die großen gläsernen, angestaubten Flügeltüren der Empfangshalle des martialisches Bibliotheksgebäudes, als mir Frau Uljanowa noch gelassen hinterher winkte. „Doswidanja, Asta!“ „Doswidanja, Ljudmila Fjodorowna! Bis morgen oder so.“

Zusätzlich vollbepackt mit einem Häuptel Krautsalat und einem Säckchen Erdäpfeln kam ich nach dem Umweg über die Stadtbibliothek und anschließendem Einkauf im Supermarket im siebten Stockwerk der Wohnanlage Kosmopolita an. Hier wohnten wir samt dem alten Madhatter auf Tür 707. Madhatter war unser Hase, den ich nach dem verrückten Hutmacher aus „Alice im Wunderland“ benannt hatte. Er war von der Hasenfamilie übrig geblieben, die sich Mama und Papa in der Wirtschaftskrise auf Anraten unserer Nachbarn angeschafft hatten. Es war jene Zeit, als die Lebensmittelpreise in Russland verrückt spielten und nicht wenige begannen wie auf einem Bauernhof Hühner und Kaninchen auf dem Balkon und unter dem Wohnzimmertisch zu halten und am Fensterbrett Tomaten zu ziehen. Einmal kam es sogar soweit, dass Lehrerin Kasparowa und ihre Kolleginnen und Kollegen ein Monatsgehalt in frisch abgefüllten Wodkaflaschen ausbezahlt bekamen!

Damals war es das erste und letzte Mal, dass Frau Kasparowa anerkennende Worte über die neuen, Nachbarländer Russlands verloren hatte: Im Baltikum oder in der Ukraine wurden LehrerInnen nicht mit Alkohol entlohnt. Sie ließ auch kein gutes Wort an dem damaligen Präsidenten und seinem „Marionettenkabinett“, wie sie die Regierung nannte. Vergangenheitsverliebt hatte Julia Maximowna Kasparowa auf die „goldenen Zeiten der Sowjetunion“ zurück geblickt, die spätestens nach dem Tod ihres krebserkrankten Mannes und dem Glasnost- und Perestrojka-Programm von Michail Gorbatschow die Wolga und den Don hinunter geschwemmt worden wären. Diese Aussagen – vor allem die über den Präsidenten

– hätten Frau Kasparowa fast ihren Job gekostet. Seither lobte sie nur noch die Fortschritte, die das Land machte und wie sehr Russland heute gleichzeitig die guten, bewährten Werte der Sowjetzeit hoch hielte und alte Tugenden mit neuer Begeisterung verbinden würde. Sie hat seitdem gelernt ihre Kritik unterschwelliger anzubringen – Kasparowa würde sicher das Fremdwort „subtiler“ anstatt „unterschwelliger“ verwenden. Vorsicht war aber nicht nur subtil geboten, sondern für eine verwitwete Frau in ihren frühen Fünfzigern im vergessenen Grenzgebiet zur Ukraine überlebensnotwendig. Denn wie sollte sie als Arbeitslose ohne Anspruch auf ausreichende Pension überleben?

Doch zurück in die Wohnung meiner Eltern: An jenem späteren Nachmittag, nicht lange nach jenen harten Zeiten, lag Madhatter fett und träge wie immer in einer Ecke nahe dem flimmernden Fernseher, vor dem zur Abwechslung einmal Mama saß. Paps war noch Business machen, würde wahrscheinlich wie so oft und wenn überhaupt erst spät am Abend heimkommen. Ich schleppte die Einkäufe in die Küche, wo mir auf dem Esstisch ein unbekanntes Handy auffiel. Daneben ein Zettel mit Papas Handschrift. Ich konnte nicht fassen, was ich da lesen musste:

*Alles Gute nachträglich zum Geburtstag, Asta!*

*Oder wie Madhatter sagen würde: Viel Glück zum Nicht-Geburtstag!*

*Dein 1. Mobiltelefon – samt Wertkarte für die ersten 60 Minuten plus 100 SMS!*

*Willkommen in der Welt der Teenager,*

*Mama & Papa.*

„Unglaublich! Drei Tage nach meinem Geburtstag, das ist doch ein Witz! Papa muss einen Pascher haben!“ entfuhr es mir, als ich dieses offensichtliche Verlegenheitsgeschenk in meinen Händen hielt. Dass meine Eltern wieder einmal meinen Geburtstag vergessen hatten, kränkte zwar, war jedoch nichts wirklich Neues. Kannst

du dir das vorstellen, Mario? Ich hatte mich daran gewöhnt, dass meine eigenen Eltern meinen Geburtstag vergessen! Jedenfalls blickte ich auf das Mobiltelefon, das mir den Start in das Teenager-Zeitalter erleichtern sollte. Dreizehn Jahre war ich nun alt, doch mit wem sollte ich bitte schön telefonieren? Wem Kurzmitteilungen zusenden? Herrn Kastanie etwa? Madhatter? Ljudmila Fjodorowna, die ich sowieso nie anrufen musste, da doch klar war, wo sie von Montag bis Freitag aufzufinden war? Von Kater Tigi ganz zu schweigen! Und ob Mama überhaupt davon wusste, was mir da Papa, der für sie mitunterschrieben hatte, vermacht hatte?

Ich war stinksauer und stapfte erbost mit dem Handy in der Hand von der Küche zu Mam auf die Wohnzimmercouch, hielt ihr das Ding unter die Nase und keifte: „Na Mama, was hat sich denn Papa dabei wieder gedacht? Mich braucht er sicher nicht abends anrufen, wo ich steck. Ich bin in keiner Disko, sitz' nicht auf der Straße oder an der Tankstelle mit Alkis rum. Er braucht mir ja wirklich kein SMS schreiben, wenn er doch durch die Wand nach mir rufen kann und mich so beim Lesen stört!“ „Er will dir ja nur eine Freude machen und wer weiß, vielleicht lernst du dadurch ein paar Mädchen oder Burschen in deiner Klasse besser kennen oder kannst übers Internet leichter Kontakte mit anderen in deinem Alter knüpfen?“ So verteidigte meine Mama leicht überfordert Papas Spontan-Kauf. „Leute aus meiner Klasse besser kennenlernen? Nicht um alles in der Welt! Internetfreundschaften schließen und mich mit denen dann bei Chatter-Treffen fadisieren? Das ist doch krank!“, spukte es gleichzeitig in meinem Kopf herum, als ich konterte: „Andere Eltern wären froh, wenn sich ihre Kinder nicht mit irgendwelchen Fremden im Netz befreunden würden! Wollt ihr vielleicht, dass ich wie dieses Mädchen ende, das mit einem Norweger gemeinsam übers Internet ihren Selbstmord geplant hatte? Da bleib ich doch lieber allein und verzichte auf euch noch dazu!“ Ich pfauchte wutentbrannt ab in mein Zimmer, wo ich am liebsten die ohnedies reparaturbedürftige Tür so rich-

tig zugeknallt hätte. Anstatt dessen schloss ich diese vorsichtig und machte mir mit einem irren Schrei Luft.

Am liebsten hätte ich ihr das Handy brutal vor die Füße schmeißen wollen, trotzdem hielt ich es fest umklammert, als wollte ich es zerquetschen. Dabei musste ich unabsichtlich irgendeinen Knopf gedrückt haben, denn es machte jetzt im Sekundentakt einen irgendwie japanisch oder koreanisch klingenden Klicklaut. „Was ist denn in diesem Telefonseelchen jetzt los?“, fragte ich erzürnt und doch besorgt das Handy. Es machte Fotos! Eines nach dem anderen. Klick klick klick! Die Anzeige blinkte bereits „Foto 34“, als ich die Höllenmaschine stoppen konnte. Ich überlegte abermals das Ding von mir zu schleudern, schnurstracks aus dem Fenster zu werfen oder es mit dem Brieföffner zu malträtieren, aber dann hielt ich doch für einen Augenblick inne. Was sollte ich jetzt nur mit diesem Ding machen? Ich legte es fürs erste einfach mal zur Seite und erledigte, gepusht vom Adrenalin, flinker als sonst die Hausübungen, bevor ich mit dem Kochen begann.

Das Kochen gehörte ebenso zu meinen tagtäglichen Verpflichtungen, wie im Haushalt für Ordnung zu sorgen oder wie bereits erwähnt preisbewusst einzukaufen. Das alles war mein Aufgabebereich, seitdem sich Mama im Laufe der letzten ein, zwei Jahre in ein Schneckenhaus zurückgezogen hatte und kaum mehr die Wohnung verließ. Sie verbrachte einen Großteil ihrer Zeit völlig antriebslos vor sich hindösend im Ehebett oder starrte gedankenverloren aus dem Küchenfenster. Das ging schon seit gut einem Jahr so und Paps war mit der Zunahme von Mamas Depressionen ins Wohnzimmer übersiedelt, wenn er überhaupt mal zuhause schlief! So war es zur Selbstverständlichkeit geworden, dass ich (und nicht etwa er oder Mam) an jenem Abend mit dem Abendessenmachen dran war.

Beim Kochen und Essen legte sich schließlich meine Aufregung, vor allem, als ich im geliehenen Bildband über die Jahresgeister Koljadà und Perun blätterte. Ich war müde, wollte aber noch nicht ein-

schlafen, in meiner märchenhaften Burgfräulein-Kemenate, die auf der Bett- und der Wandschrankseite mit bestickten Stoffen mit mittelalterlichen Motiven ausgeschmückt war. Ich wollte doch noch herausfinden, wie es im Fantasy-Roman weiterging! Ich war gerade bei einer besonders spannenden Stelle: Baba Jägà, die altrussische Hexe und Herrscherin über das Totenreich, machte gerade einer litauischen Prinzessin und einem skandinavischen Warägerkrieger das Leben zur Hölle! Außerdem war Papa immer noch nicht heimgekommen und ich hoffte seine Schritte noch am Gang zu hören, bevor ich ins Land der Träume wegsacken würde. Je länger ich las, desto größer die Chance, ihn noch zu hören – falls er überhaupt nach Hause kommen sollte. Ich warf einen missmutigen Blick auf das Mobiltelefon. Sollte ich ihn damit anrufen und fragen, ob er heute Nacht wie so oft im Büro übernachten würde? Das Handy funkelte im außergewöhnlich hellen Mondlicht an jenem Abend. Ich langte auf meinen Schreibtisch am Fenster und begann Papa etwas unbeholfen ein Dankes-SMS zu schreiben und wünschte ihm eine gute Nacht. Ich wusste, dass er es mit diesem Geschenk, mit dem ich nichts anzufangen wusste, im Grunde ja nur gut gemeint hatte.

Ich war schon drauf und dran den Ausschaltknopf zu drücken, da kam mir eine Idee. Woher sie kam, war mir schleierhaft, doch begann ich wie von Geisterhand eine weitere Kurzmitteilung zu verfassen. Was tippte ich da auf Russisch schlaftrunken ins Handy?

GUTEN ABEND, GUTE NACHT, KOLJADA! IHRE JAHRESZEIT IST NUN HIER UND ICH MÖCHTE IHNEN AUF DIESEM WEG GANZ OFFIZIELL MITTEILEN, WIE ICH MICH AUF KOROTSCHUN IN EINEM MONAT FREUE! ALLES LIEBE UND VEREHRUNG VON EINER WISSENDEN.

Als Nummer gab ich kurzerhand ohne Vorwahl „2112“ ein. Der 21. Dezember war das Datum, an dem ich heimlich Korotschun, sprich Koljadàs Hochfest in der längsten Nacht des Jahres feierte – ohne andere Menschen, „allein“ nur in Gesellschaft mit dem Stoffäffchen

Alfred huckepack in meinem Rucksack. Aber waren Alfred und ich tatsächlich allein? Da waren ja noch das schneebedeckte Weizenfeld, das daran anschließende Waldstück, unweit vom Kosmopolita-Wohnblock und gleich daneben die kleine Birke, auf deren Ästen sich voriges Jahr zum ersten Mal ein neugieriger Rabe und eine betagte Eule hinzu gesellt hatten! Bis heute pilgere ich an diesen Ort, von dem mir vor langer Zeit ein bettelndes Mütterchen am Slawograder Busbahnhof erzählt hatte, die ich danach nie wieder gesehen hatte. Mit immenser Vorfreude erwarte ich jedes Jahr dieses geheime Fest, das ich in und mit der Landschaft ringsum zelebriere. Durch meine Erzählung verliert nun dieses Fest ein wenig von seiner geheimnisvollen Aura. Das stimmt mich ein wenig traurig, aber es muss sein. Ich muss davon berichten, von jenem Ort, abseits des Trubels der Menschen, umgeben von den Tieren und sich selbst genügenden Naturerscheinungen wie dem Schneefeld. Ich freue mich immer noch mehr darauf, als auf Heilig Abend, den Jahreswechsel oder das orthodoxe Weihnachtsfest. Nicht einmal Ljudmila Fjodorowna teilte ich mit, was ich zur Wintersonnenwende am 21. Dezember am Stadtrand trieb, im Stillen, ohne Worte, unbemerkt von anderen. In dieser Stille mit mir und der Welt lebte ich richtiggehend auf und tu es bis heute. Am darauf folgenden Tag bin ich jedes Mal konzentriert und kreativ wie nie, ja erstaunte zu Schulzeiten Lehrerinnen und Lehrer durch meine außergewöhnlich lebhaft und kritische Beteiligung am Unterricht. Ja konnte über Nataschas und Anjas Anfeindungen sogar gleichmütig schmunzeln. Diese innere Ruhe, zu der ich draußen vor der Stadt in Koljadàs großer Nacht fand, in jener besonderen Nacht einmal im Jahr, half mir nicht nur den Schulalltag mitsamt dem Stress durch die Bilans besser zu meistern. Wenn ich in den letzten Tagen vor Weihnachten und Neujahr von der Schule nach Hause kam, gelang es mir leichter die Traurigkeit und den darunter vergrabenen Zorn besser wegzustecken, wenn ich meine Mama, vor lauter Mattheit kaum ansprechbar, vorfand und mein Papa nur sporadisch in der Wohnung vorbei schaute.

Wie gesagt tippte ich die frei erfundene Nummer „2112“ in mein Handy ein und als ich das SMS an die Wintergottheit abschickte, wusste ich gar nicht, wie mir geschah: „Was mach ich da überhaupt? Die Nachricht wird doch niemals nie bei Koljadà ankommen!“, kratzte ich mich heftig an der Sinnhaftigkeit der Kurzmitteilung zweifelnd am Hinterkopf und fühlte mich von allen guten Geistern verlassen, ja ganz und gar allein gelassen. Allein und einsam. Verstimmt und vom Tag erschlagen kletterte ich die Leiter zu meinem Hochbett hinauf und als mir unter die dicke Decke gekuschelt in meinem nachtkalten Zimmerchen die Augen zufielen. Da bezweifelte ich für einen Moment den Wahrheitsgehalt und die Sinnhaftigkeit meiner Fantasien und hinterfragte die Existenz der Naturgeister samt Koljadà und Perun. Hatte Lehrerin Kasparowa etwa tatsächlich recht damit, wenn sie uns wie beim gestrigen Russisch-Test diktierte, dass wir in der heutigen Zeit Verstand und kluge Köpfe bräuchten, anstatt verlorene Träumer und gefühlsduselige Verliebte?

# 3 MEIN TRAUM VON BRUDER WIND

**Vom 20. auf den 21. November**

Die Kälte der Nachtluft, die vom gekippten Fenster einströmte, frischte meine Zweifel auf und ließ mich zugleich doch wieder ganz zufrieden werden. Traumhaft eingelullt in der wohligen Wärme meiner Tuchent lag ich schwer auf meiner Matratze auf, die fest am Lattenrost meines Hochbetts eingerastet lag. Ein paar entspannende Atemzüge später, ich war schon unterwegs ins Land der Träume, da fühlte es sich so an, als ob irgendetwas unter dem Bett geschehen würde. Zum Moment davor hatte sich nichts verändert und doch schien sich die Matratze unmerklich zu heben. Einen Fingerbreit vielleicht nur und dann wieder ein klein wenig mehr. Wie ein Luftkissenboot gemächlich über das Wasser gleitet, erhob sich die Matratze sachte vom Lattenrost. Ich blinzelte vorsichtig und klammerte mich erschrocken links und rechts am Bettbezug fest. Was ging da nur vor sich?

„Bilde ich mir das alles nur ein oder träume ich?“, dachte ich mit klopfendem Herzen. Da lag ich nun am Rücken auf meinem Bett und hatte keinen blassen Schimmer, was hier geschah! Mittlerweile schwebte die Matratze regelrecht über dem Hochbett – so knapp an der Zimmerdecke, dass meine Nase beinah streifte. Mit dumpfem Knall schloss sich jetzt auch noch das gekippte Fenster, um keinen Augenaufschlag später mit dem nächsten kräftigen

Windstoß ganz aufzureißen. Voll Schreck durchzuckte es mich, ein klirrendkalter Winterwirbelwind piff mir wild um die Ohren. Fast glaubte ich eine Stimme in diesem Pfeifen und Blasen zu vernennen. Und es war tatsächlich so! Es war der Wind, der schwer verständliche Reime säuselte. So etwas wie Zaubersprüche oder Beschwörungsformeln? Die Neugier besiegte die Angst, die sich in mir breit gemacht hatte. Mein Schlaflager trudelte derweil langsam in Richtung des sperrangelweit offen stehenden Fensters! Die eigentlich sehr gutmütig klingende Stimme im Wind wurde mit jedem neuen Vers etwas verständlicher und da gelang es mir nun endlich ein paar Wörter im Tohuwabohu der Vorwinterbrise zu entdecken:

*Brüder, Brüder, der sind drei!*

*Brüder, Brüder, Brüder wir...*

*Heut ... das liebe Kind ... doch keine Angst ...*

*Nichts ... ein Traum zerbricht!*

Was hatte all das zu bedeuten? Die Worte klangen alle so altertümlich – wieso sprach der Nachtwind nicht einfach zum Beispiel ein leicht verständliches Moskowiter Russisch? Wer sind die drei Brüder in diesem Reim? Wer das liebe Kind? War das alles nur ein Traum, der sowieso gleich zerbricht, sprich vorbei ist?

Für einen Traum war das alles hier aber mächtig real! Die Melodie klang sehr beruhigend und auch die sanfte Stimmlage des Windes war angenehm, doch wer hätte es in so einer Situation nicht mit der Angst zu tun gekriegt? Beim Einschlafen im eigenen Zimmer plötzlich an die Zimmerdecke abzuheben und in Richtung Fenster zu schweben, – im 7. Stockwerk! Ich wagte mich zur Seite zu drehen, zog mir die Bettdecke aus dem Gesicht und klammerte mich nun mit beiden Händen an der rechten Kante der Matratze fester als fest. Mir war bei „*Brüder, Brüder, der sind drei!*“ ein Licht aufgegangen und gab dem Wind wispernd zu verstehen: „Guten Abend,

Bruder Wind! Was schreckst du mich beim Einschlafen? Sei so gut und lass mich doch, jag' draußen um die Häuser!“

Ich war verwundert über meine kühnen Worte, zittrig und leis über die Lippen gebracht – echt mutig, bei all dem Getöse mitten in meiner Märchenhöhle, wo sich meine Matratze in die Luft erhoben hatte und sich wie ein langsamer werdender Kreisel im Kreise drehte. Kaum hatte ich meine Bitte geäußert, nahmen die Windstöße wie von Zauberhand ab, näherte sich meine Matratze wieder mehr und mehr der Bettkante, bis sie schließlich beinah sanft in die Feste des Bettgestells zurückglitt. Eine kleine Windböe strich mir dann noch um die Ohren und fragte verwundert: „Wie kommt es, dass du meinen Namen kennst? Es ist ja wirklich allerhand, was dieses liebreizend Mädchen zustande bringt!“ „Naja bis drei zählen kann ich mit meinen 13 Jahren nicht erst seit gestern! Ich mein, wenn Sie sich schon in Ihrem altmodischem Russisch etwas von drei Brüdern zusammenreimen und hier in meinem Kinderzimmer stürmen, dann können Sie ja nur einer jener Drei sein, die so gern in der kalten Jahreszeit um die Häuser ziehen! Der Sage nach sind es drei Brüder: Wind, Frost und Schneesturm.“, entgegnete ich forsch, mit einer Prise besserwisserischem Hochmut in der Stimme. „Altmodisches Russisch? Was bist du mir für ein Naseweis!“, polterte lachend der Wind, „Glaube mir, liebes Kind, du wirst einiges erleben nah und in den Raunächten. Hör meinen Rat, ich mein es gut mit meinem Besuch bei dir: Fang morgen schon an Altrussisch zu lernen. Es soll nicht zu deinem Schaden sein! Meine älteren Brüder sind nicht zimperlich und finden wohl kaum Gefallen an kecken, mutigen Sprüchen, wie du sie führst. Bruder Frost versteht deine Art zu Parieren mit Sicherheit als freche, vorlaute Dreistigkeit! Von Bruder Schneesturm ganz zu schweigen! Wer weiß, wer sonst noch alles deine Wege kreuzt aus alten, längst vergangenen Zeiten. Liebes Kind, vergiss das nicht, wenn Chors am Himmel tanzt. Vergiss das nicht, wenn sein Licht dich weckt. Ja liebes Kind, vergiss das nicht, wenn ...“ und er wiederholte immer und immer wieder die